



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kunst

Francisco de Goya. Von **Valerian v. Loga.**
(Meister der Graphit Bd. IV.) Leipzig, Verlag
von Klinkhardt u. Biermann.

Das letzte Ziel aller Kunstszziehung muß sein, dem Aufnehmenden zu einem persönlichen Verhältnis zu Kunstwerken zu verhelfen. Denn auf historische Kenntnisse oder gar auf Kritikfähigkeit kommt es wenig an; die Hauptsache bleibt, daß der Genuß des Kunstwerks zum persönlichen Erlebnis werde, zur Klärung eigenen dunklen Empfindens oder zur Bereicherung der eigenen Phantasie diene. Und um in diesem Sinne erzieherisch zu wirken, dazu ist das graphische Blatt weit eher geeignet als ein den Unerfahrenen oft verwirrendes oder erdrückendes Gemälde. Das graphische Blatt ermöglicht nicht nur verweilendes Betrachten zu beliebiger Zeit und in des Beschauers eigener Häuslichkeit, sondern es fordert den Ungeübten auch weit energischer zu stillem Sichversenken, zu bescheidenem, aber verständnisvollem Eingehen in die Absichten des Meisters auf, als viele oft restaurierte, oft schlecht beleuchtete Gemälde in Ausstellungen und Galerien voll hastender Sommerreisender und lärmender Führer. Graphit ist wie Kammermusik, nicht eigentlich für den großen Konzertsaal bestimmt und doch der tiefsten und feinsten Wirkungen fähig. Aber nicht jedem ist es vergönnt, sich eine, wenn auch noch so bescheidene, graphische Sammlung anzulegen, nicht jeder hat Gelegenheit, ein Kupferstichtabinett zu besuchen; und selbst in großen Städten, wo jetzt meist ganz vortreffliche Ausstellungen älterer Graphiker veranstaltet werden, liegen die Besuchsstunden so ungünstig, daß es selbst hochgebildeten Laien niemals in den Sinn kommt, einen guten Originalabdruck von Dürer oder Mem-

brandt eingehend zu betrachten. Diesen allen nun kommt die von Hermann Voß herausgegebene Sammlung „Meister der Graphit“ entgegen, indem sie der größten Graphiker beste Schöpfungen in guten Nachbildungen und mit wissenschaftlich zuverlässigem Text weiteren Kreisen zugänglich macht, sei es, um das Interesse an Graphit überhaupt zu erwecken, sei es, um die Kenntnis viel genannter, aber wenig gekannter Meister zu fördern oder die durch unerschwingliche Marktpreise bedingten Lücken im Bestande kleinerer Sammlungen so gut wie möglich auszufüllen. Und so bringt denn der vorliegende Band neben einer orientierenden Einleitung des bekannten Goyaforschers Loga auf 72 Lichtdrucktafeln in Großquartformat eine vorzügliche Auswahl der besten Radierungen und Lithographien des großen Spaniers. Die Wiedergaben sind, was wichtig ist, nach den besten vorhandenen und oft überaus seltenen Originalen, wo es anging, in Originalgröße hergestellt. Gerade unsere Zeit dürfte diesem dem nach Dürer und Membrandt vielleicht populärsten Graphiker gewidmeten Bande das regste Interesse entgegenbringen.

Job. Volkelt: Kunst und Volkserziehung.
München, C. F. Beck.

Als eine Ergänzung seines „System der Ästhetik“ veröffentlicht Prof. J. Volkelt einige Vorträge, die er über Kunst und Volkserziehung gehalten hat. Über dies Thema ist viel geschrieben worden, aber ich entsinne mich keines Buches, in dem das „Für“ und „Wider“ bei der Beurteilung ästhetischer Fragen in gleich maßvoller Weise erwogen, und, wo es sich um entschiedene Stellungnahme handelt, die Ansicht der Gegenpartei so sachlich begründet wäre, wie hier. Es ist ein Werk, das in leichtfaßlicher Sprache Klarheit verschafft über die feinen Beziehungen zwischen Kunst und

Moral und über die Bedeutung beider für den modernen Menschen.

Der erste Abschnitt behandelt das heiß umstrittene Thema „Kunst und Moral“. Die Umwertung der bisherigen Lebensideale, die sich hauptsächlich unter dem Einfluß Nietzsches vollzogen hat, prägt sich in der Kunst sowohl inhaltlich in der Verherrlichung des Lebens um des Lebens willen, als auch technisch vor allem in dem Bestreben aus, sinnlich aufregend zu wirken. Während früher von der Kunst verlangt wurde, daß sie den Menschen veredeln solle — und auch heute gibt es noch viele, die das von ihr verlangen — leugnet eine große Anzahl Künstler und Kunstkritiker der Jetztzeit jeden Zusammenhang zwischen Kunst und Moral. Volkelt weist die Forderung der strengen Sittenrichter, daß die Kunst den Vorschriften eines ein für allemal feststehenden Moralkodex zu folgen habe, zurück. Ebenso energisch wendet er sich aber auch gegen die moderne Anschauung, die jeden Zusammenhang zwischen Kunst und Moral leugnet. Das Sittliche sei vielmehr als lebendiges Element der Kulturentwicklung in stetem Wandel begriffen, und die Kunst könne und dürfe sich nicht von dem übrigen geistigen Leben und Ringen der Menschheit abschließen, müsse also auch in stetem Zusammenhang mit den sittlichen Idealen ihrer Zeit bleiben. Dieser Zusammenhang ist nach Volkelt überall vorhanden, wo künstlerischer Drang schaffend einsetzt, da das rein künstlerische Schaffen sowohl wie Genießen naturgemäß auch immer von Sittlichkeit getragen sein wird. Sittlich in diesem höchsten Sinne müsse daher jede Kunst genannt werden, die, ohne an eine bestimmte sittliche Auffassung gebunden zu sein, ihren Ursprung dem Schaffen einer von sittlichem Streben besetzten Persönlichkeit verdankt. Solch ein Künstler würde naturgemäß seinen Schöpfungen einen Inhalt „von Bedeutung“ zugrunde legen und nicht, wie es jetzt so vielfach geschieht, sich in der Darstellung pikanter oder verlegender Motive gefallen.

Wenn alle diese Ausführungen Volkelt's überzeugend wirken, so lange es sich um grundsätzliche Fragen handelt, die verstandesmäßig erfaßt, zergliedert oder in ihrer begrifflichen Bedeutung genau umgrenzt werden

sollen, so sagt er doch mancherlei, dem man nicht unbedingt zustimmen kann, wo es sich um Beispiele handelt, welche die vom Kunstwerke ausgehende Wirkung erläutern sollen. Er verlangt z. B., daß das Kunstwerk einen „bedeutungsvollen, einen charakteristisch-menschlichen“ Inhalt haben müsse, sieht in der Vernachlässigung der Historienmalerei in unserer Zeit den Beweis für eine gewaltige Verarmung an Geist, Gedanken und Lebensanschauung, und in Werken solch ernster Künstler wie Oskar Zwintscher eine Herabziehung der Kunst ins Unzüchtige und Schamlose. Damit läuft er Gefahr, daß seine früheren Ausführungen von vielen falsch und gar nicht in seinem Sinne ausgelegt werden könnten. Denn muß es nicht scheinen, als ob Volkelt die glücklich überundene Genre- und Historienmalerei zurückwünscht, die Zeit des Schemas und hohen Pathos? Was in jener Zeit unkünstlerischen Angedenkens etwa an Geist und Gedanken in Werken der bildenden Kunst zutage trat, war zu neun Zehnteln nicht rein künstlerischen Ursprungs, sondern verdankte seine Entstehung literarischer oder historischer Anregung und entsprach, da es häufig pädagogischen oder patriotischen Zwecken dienen sollte, durchaus nicht der Forderung Volkelt's einer „willenlosen Beschaulichkeit“. Dieser kommt aber die von Volkelt gering geachtete Landschaftsmalerei in hohem Grade nach. Seit uns die Augen darüber geöffnet sind, daß der künstlerische Gehalt eines Gemäldes durch den „bedeutenden“ Inhalt leicht erdrückt werden kann, erscheint es ganz verständlich, daß die modernen Maler sich wieder mehr der Landschaft zugewandt haben, die doch auch sittenbildnerisch wegen ihrer Wirkung auf unser Gemüt nicht unterschätzt werden darf. Volkelt sagt ferner: „Wenn irgendwo ein Kunstwerk sittlich beleidigt, so ist dies zugleich eine Versündigung gegen ästhetische Normen“, doch muß sehr bezweifelt werden, ob sich diese Frage so einfach entscheiden läßt. Mit einem so vagen Maßstab können wir nichts anfangen.

Auch ob ein bestimmtes Kunstwerk aus „großem, ernstem Sinne“ geschaffen ist, wird sich nur selten unzweifelhaft feststellen lassen. Denn so recht Volkelt mit dem Grundsatz hat, daß ein wirkliches Kunstwerk nicht in „fühl-

barem Grade“ die Sucht nach Sonderbarem, Pitantem, Verblüffendem, Verlegendem ausdrücken dürfe, so hat gerade seine praktische Anwendung dazu geführt, daß manche unserer größten Künstler jahrelang verkannt und verdammt worden sind. Wir werden zum mindesten, ehe wir ein Kunstwerk aus obigen Gründen ablehnen, erst sehr sorgfältig prüfen müssen, ob der verlegende Eindruck, den wir dauernd empfinden, nicht in unserer Unfähigkeit begründet ist, fremden Anregungen zu folgen oder ungewohnte Stimmungen nachzuempfinden.

In den Abschnitten über die künstlerische Erziehung, über den Wert und auch die Gefahr der heutigen Kunst für die Volkserziehung weist Volkelt darauf hin, daß all die Leute, die heutzutage das Schlagwort der „künstlerischen Erziehung“ im Munde führen, sich über seine Bedeutung gar nicht einig sind. Die größte Gefahr, die unserem Kulturleben droht, sieht Volkelt in dem Überhandnehmen der Erotik.

Volkelt ist durchaus nicht zu der Zahl jener prüden Sittenrichter zuzuzählen, die, ohne wahres Verständnis für den künstlerischen Gehalt eines Werkes, die Kunst nur als Verschönerin des Lebens gelten lassen wollen und vor der Nacktheit jeglicher Art nach dem Schutzmann rufen. So spricht er z. B. voller Bewunderung von den künstlerischen Stimmungen und bestrickend schönen „Verbindungen der Liebe mit großen Weltgefühlen“, deren Künstler mit krankhaft zersprengter Seele, wie d'Annunzio oder Oskar Wilde, dennoch fähig sind.

Er kommt zu dem Ergebnis, daß die gefährlichste Seite an der gegenwärtigen erotischen Bewegung darin bestehe, daß sie das Schamgefühl als etwas Rückständiges bekämpft. An Stelle der Sittlichkeit wollen heutzutage Künstler und Dichter die „schrankenlose Hingabe an das Leben“ gesetzt sehen. Dem gegenüber weist Volkelt den Selbstwert des Sittlichen, gegründet auf „Achtungs- und Pflichtgefühl“, nach und sieht in der allgemeinen Anerkennung dieses Grundsatzes ein wirksames Mittel, unserer entarteten Überkultur entgegenzuarbeiten. Mag man auch den Ausführungen Volkelts nicht in allen Einzelheiten beistimmen können — vielleicht

eine zu große Bedeutung bei —, in der Hauptsache ist sein Buch von unschätzbarem Wert: es klärt unsere Begriffe über grundlegende ästhetische Fragen und öffnet uns die Augen über die eminente Gefahr, die dem Volkswohl von seiten einer auf Abwege geratenen Kunstausübung droht. f. Moritz = Berlin

Schöne Literatur

Das Herz. Novellen von Heinrich Mann. Leipzig, Inselverlag.

Außer fünf wenig bedeutsamen, aber sorgfältig ausgeführten Charakterstudien enthält der vorliegende Band zwei schon früher veröffentlichte größere Stücke: „Schauspielerin“ und „Gretchen“. Ersteres ist eine Variation des Ute-Thema aus des Dichters „Jagd nach Liebe“. Die vorzugsweise ehrgeizige Ute ist hier zur ursprünglichen echten Komödiantin geworden, gleichzeitig aber ist Leonie mehr Weib und liebt einen bis zur letzten Konsequenz gesteigerten Claude, während der frühere in dem den Modernen anscheinend schon rein technisch unentbehrlichen Dritten wiederholt wird. Und wie nun ein letzter Nest tief eingewurzelter gut bürgerlicher Erziehung die Heldin hindert, sich wie Utes Nivalin besinnungslos ihrer Leidenschaftlichkeit hinzugeben, und wie eben dadurch ihr elementares Komödiantentum bewahrt wird, das ist mit großer Feinheit dargestellt und durchgeführt, nur hätte der Schluß bei etwas breiterer Ausführung für Unkundige vielleicht an Überzeugungskraft gewonnen. In „Gretchen“ ist jener letzte Nest von Bürgerlichkeit zum Element geworden, wohingegen das Romantische zu dem üblichen Badtischschwarz fürs Theater, insbesondere für den Bonbivant, zusammengeschrumpft ist. Und auch dieser letzte Nest von Romantik wird von den insolge eines höchst peinlich-komischen Erlebnisses siegreich anstürmenden Instinkten ehrenfester Philistrosität auf immer bezwungen; es triumphiert das Milieu der sächsischen Bürgerfamilie, über das sich Mann, durch die Art, wie er es sieht, gerechtfertigt, weidlich lustig macht. Wer Sinn hat für die eigentümliche vom „Professor Unrat“ her bekannte „Rosserie“ des Verfassers, wird dies Cabinetstückchen mit großem Behagen genießen. —a—

Offizier- und Beamtenfragen

Gewesene Leute. Ein Gönner unserer Bestrebungen, der sich die Verwertung verabschiedeter Kameraden auf kommunalen Gebieten besonders angelegen sein läßt, schlug mir kürzlich etwas folgendes vor: Ein Lehrgang würde einzurichten sein für den Beruf als Bürgermeister, Amts- und Gemeindevorsteher, als Standesbeamter, Amtsanwalt u. a.; er dürfte zerfallen in einen sechsmonatlichen Fachschulkursus mit der Gemeindefekretärprüfung als Abschluß und einer praktischen Lehrzeit bei Bürgermeisterei und Landratsamt, nach deren Beendigung ein Examen abzulegen wäre. Als Lehrer kämen hier in Frage: Bürgermeister a. D. mit Lehrbefähigung, Amtsanwälte, Hoch- und Tiefbautechniker, angesehene Handwerksmeister zur Behandlung von Mittelstandsfragen. Neben Einführung in die Verwaltungsgesetzgebung und Bearbeitung von Beispielen aus den verschiedenen Zweigen könnten Stadtverordnetenitzungen mit verteilten Rollen und Diskussionen über Vorlagen im Rahmen städtischer Politik dem der Institution aufzuprägenden, vorwiegend praktischen Charakter Rechnung tragen. Die vor einem Staatskommissar abzulegende Prüfung hätte nicht so sehr auf Paragraphenkenntnis wie auf Übersicht der einschlägigen Gesetze, rasche Orientierung, Kenntnis des Staatswesens und Urteilsfähigkeit in kommunal-politischen Dingen Wert zu legen; das Bürgerliche Gesetzbuch, insofern seine Kenntnis zur Verwaltung städtischen Vermögens oder sachgemäßer Auskunft in nicht zu verwickelten Fragen in Betracht kommt, wird einzubegreifen sein. Für die Qualifikation des Prüflings wird man auf ein kompetentes Urteil über seine allgemeinen praktischen Anlagen und seine im Verkehr mit dem Publikum betätigten Eigenschaften nicht verzichten können. —

Neben der Städtischen Handelshochschule in Köln bietet sich dem betätigungsfreudigen Offizier a. D. nun auch an der Akademie für kommunale Verwaltung zu Düsseldorf Gelegenheit zu umfassender Vorbereitung für diesen Beruf; er begibt sich aber außerdem damit auf den Boden des rheinisch-westfälischen Industriebezirks, wo Fühlung zu

nehmen, Beziehungen anzuknüpfen und auszugestalten ihm bei späterer Stellenbewerbung von vielseitigem Vorteil sein kann. Diesem Fingerzeig möge eine Warnung unmittelbar gegenübergestellt werden.

Im Berliner Tageblatt vom 17. Juli d. J. betitelt sich ein Aufsatz von H. M. „Betrogene Erfinder“, der die fast täglich im Inseratenteil unserer gelesesten Blätter erscheinenden Aufforderungen zu rasch entschlossener Beteiligung mit wenigen Tausend Mark an einer glänzenden Erfindung zwecks Erzielung schwindelnd hoher Einkünfte gebührend beleuchtet.

Hand aufs Herz! Wer von „uns armen Kerls“ ist nicht schon einer solchen Versuchung erlegen und hat Federn gelassen. Ist er mit blauem Auge dabongekommen, so verdankt er es meist einem unverbienten Glückzwischenfall. Hier liegt ein Schulbeispiel vor, wo die geplante Rechtsauskunftsstelle segensreich wirken kann. Und ist die Organisation erst geschaffen mit ihrem umfassenderen Wirkungsbereich, so werden die Lokal- oder Provinzial- (Landes-) Komitees, in denen die Bewegung sich zuerst konsolidieren muß, auch Mittel und Wege finden, für Hörer aus ihren Reihen an den verschiedenen Bildungsanstalten Erleichterungen und Vergünstigungen herauszudrücken.

Major a. D. v. Brigen-Düsseldorf

Geschichte

Geschichtslitteraturen. Gleich im Vorwort des starken Bandes, womit **Oskar Klein-Gattungen** („Die Geschichte des deutschen Liberalismus.“ Erster Band. Bis 1871. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der Hilfe) den ersten Teil eines Hausbuches für alle bieten will, die staatsbürgerliche Bildung suchen, findet sich die inhaltlich anziehende Bemerkung, die Geschichte des Liberalismus sei wesentlich eine Geschichte der Mitwirkung der Liberalen bei der Gesetzgebung. So kann es geschehen, daß Goethe, als an ihn die Reihe kommt, mit vierzehn Zeilen als Nichtpolitiker abgetan wird, zwei Seiten hernach aber das Ergebnis der liberalen Vorzeitbetrachtung in dem Sinne gezogen wird, daß damals der Individualismus und sein Recht die Geister bewegte. Man braucht nicht Goethomane zu sein, um das Verdienst des Mannes gerade nach dieser

Nichtung dann sehr sachwidrig unterdrückt zu erblicken. Noch merkwürdiger ist der Widerspruch, der darin liegt, daß Goethes „Kraftlosigkeit“ gegenüber Napoleon getadelt, hierauf aber der Kaiser als unvorsäglicher Wegbahner des deutschen Liberalismus anerkannt wird. Die napoleonischen Einrichtungen sind in diesem Punkte vorsäglich genug, wofür allein die Geschichte der preußischen Stadtgemeinden schon zeugen kann, und es besteht in manchen (sogar liberalen) Kreisen der Glaube, Goethe sei fähig gewesen, das einzusehen. Zur Würdigung solcher Unebenheiten muß zugestanden werden, daß Klein-Gattings Darbietung nicht von dem Ehrgeiz getragen ist, als Gefüge gelten zu wollen. Sie will vollstümlich sein, und wohl nicht einmal im feineren Verständnis. Das entschuldigt jedoch weder grobe Schiefheiten noch sonstige Mißgriffe, die durch ihr regelmäßiges Wiedererscheinen den Gedanken festigen, hier habe große Armut gewaltet, und zwar eine von der besonders traurigen Art, die hilflos an ihren Quellen hängt und daher unverbearbeitetes Material aufreißt, sich mit dem Gegenstände also gar nicht einheitlich befaßt hat. Sonst würde der Autor bemerkt haben, daß die Ideen und Ziele des deutschen Liberalismus vor 1866 ohne ihre ausländische Herleitung unverständlich bleiben müssen, und diese Eigenschaft verleiht ihnen Klein-Gattingen denn auch wirklich durch seine Kunst. Selbst nimmt er das Wort gewöhnlich nur in Form von Nachsätzen mit einiger Neigung zum Anafoluth. Bei Hoberbecks Lebensabriß lautet diese Stelle: „Im ganzen: als Politiker, wie überhaupt, ein ganzer Mann, ein Charakter, ein allerbesten Volksmann!“ — „Was sagen von dem Schmerz und der Entrüstung...?“ oder, mit Anklang ans Pastorale: „In der Revolutionszeit — was war es da um Kampf und Erfolg der Liberalen?“ Übrigens hätte eine Bekanntschaft mit dem Werke von Veit Valentin „Frankfurt am Main und die Revolution von 1848/49“ sicher reinigend auf die dumpfen Vorstellungen von diesem Zeitabschnitt gewirkt, denen man hier begegnet. Seit 1861 überwuchern getreu der Bemerkung im Vorwort die Bruchstücke aus Parlamentsverhandlungen, und zuletzt folgt eine vermeintliche Zusammenfassung, die allerdings den Inhalt irgendeines Werkes im Auge zu haben scheint,

nur nicht den des Klein-Gattingschen Fickwerks, das „seine Entstehung der Anregung durch Friedrich Naumann verdankt“.

Mit aufrichtigem Bedauern erfüllt die gesinnungstüchtige Mühsal des Buches von Dr. Paul Michaelis „Von Bismarck bis Bethmann. Die Politik und Kultur Großpreußens.“ (Berlin, Schuster u. Löffler.) Hier hat ein Berliner Radikalliberaler, der das zweifelshafte Glück genießt, den politischen Tagesereignissen von Berufs wegen das Mäntelchen der Tendenz umhängen zu müssen, der Welt zeigen wollen, daß er auch auf der „hohen Warte“ zu Hause und imstande sei, mit Adlerblick den großen Zusammenhang der Dinge zu erfassen. Es wäre unbillig und unfreundlich gewesen, wenn jemand anders vom Verfasser das verlangt hätte, was er sich selber hier zumutet. Man bleibt niemals über dem Stoffe, solange die Umstände nicht erlauben, eigene Sehfehler aus früheren Momenten wirklich und offenerzig zu verbessern, die Brille aber abzulegen, unter deren Einfluß falsche Brechungen erzielt werden und erzielt werden sollen. Die Politik und Kultur „Großpreußens“ — mit dem Begriffe des Deutschen Reichs stellt sich Dr. Michaelis nur auf kühlen Größfuß — wird ganz mechanisch nach dem Zwar-Aber-System kritisiert; sobald das Aber nicht genug Gewicht zeigt, schüttet der Autor so viel freiheitliche Forderungen aus dem Vorrat des Unerfüllten oder Unerfüllbaren hinzu, daß die Wagschale sich wohl oder übel nach seinen Wünschen neigen muß. Wenn freilich erst einmal untersucht worden wäre, was es mit dem Freiheitsideal unserer größeren Parteiströmungen jeweils auf sich hat, dann hätte der Leser immerhin ein Stück festen Bodens vorgefunden, und andererseits würden zahlreiche Ausführungen nicht möglich gewesen sein. Gewiß ist zu beklagen, daß in Preußen nicht überall die sachlich empfehlenswerte Grenzlinie zwischen Allgemeininteresse und gewohnter oder bequemer Handhabungsmanier dem staatlichen wie dem sozialen Leben gegenüber innegehalten wird. Bedenklicher ist noch, daß bei der Verteidigung viel angegriffener, zuweilen wirklich schwacher Punkte nicht ganz selten die Dialektik verfloßener Zeiten für genügend erachtet wurde. Aber im politischen Kampfe werden solche Fehler auch stets von einem Gegner, mit dem zu rechnen ist, praktisch wahr-

genommen. Es würde ein schlimmes Symptom für den deutschen Linksliberalismus bedeuten, wenn die Langatmigkeiten dieses nervösen Buches ohne innere Gestalt auch nur von weitem den Ideen entsprächen, die seine Vertreter besaßen. Überall fehlt es an Freiheit, aber das Volk — es ist hier das „gute, tugendhafte Volk“ gemeint — weiß, wie sie zu erlangen und für ewige Zeiten rein zu erhalten ist. Man darf sich auf dem Wege dahin nur nicht etwa einfallen lassen, am Wesen und Wollen der „nützlichen“ Sozialdemokratie Anstoß zu nehmen. Ihr „Terrorismus“ ist nach Michaelis nicht viel mehr als eine Erfindung der Reaktionenäre. „Hat sich das deutsche Volk erst einmal seine Freiheit vom Absolutismus und Bureaucratismus erkämpft, dann wird es sich auch schon künftige Freiheitsbeschränkungen vom Leibe zu halten wissen.“ Damit Punktum! Nirgends gelangt der Verfasser über diese leere Verheißung hinaus, die ihn gleichzeitig gegen jede realkritische Bewertung der tatsächlich herrschenden Zustände verblindet. Er wollte es anders haben. — Dem Grade von Gedankentiefe, womit sich Michaelis zufrieden gab, gefehlt sich passend eine Diktion bei, die gerade vor denjenigen Schwierigkeiten nicht zurückschreckt, deren Überwindung ihr bisher mißlang. Vielleicht kommen nicht alle diese unterhaltenden Stilblüten auf des Verfassers alleinige Rechnung. Die Einheit seines Buches beruht ersichtlich hier und da auch auf technischen Bindemitteln.

Da ein halber Trost besser ist als gar keiner, so kann angesichts dieser beiden Veröffentlichungen wieder einmal hervorgehoben werden, daß sie ein im Grunde noch nicht befriedigend gelöstes Problem berührten. In keinem abendländischen Kulturstaate ist bisher eine liberale Partei aufgetreten, die im Verlauf ihres politischen Wirkens nicht eine Reihe von ganz kräftigen Sünden gegen den Geist des Liberalismus selbst begangen hätte. Oft ließ es sich gar nicht vermeiden, wie denn auch die Konservativen aller Länder häufig genug durch aus liberale Maßnahmen und Gesetze teils bewußt, teils widerwillig vertreten haben. Der Widerspruch von solchen Vorgängen hat die Parteiprogramme beeinflußt. Eine gewisse Ähnlichkeit mit dem abgewandelten Verhältnis der späteren christlichen Kirchen zur Lehre des Neuen

Testaments liegt vor, nur daß die liberale Urkunde nicht mehr besteht, seit J. J. Rousseaus Schriften die kanonische Geltung entzogen worden ist. Manchmal möchte man die Skala von Enttäuschungen, die auch die politisch siegreichen Liberalen jedesmal betroffen hat, auf eine ungenügend ausgebildete Pflichtenlehre des Liberalismus zurückführen. Er scheint das Pflichtgefühl beim Gegner allzu scharf, das eigene mit sehr weitgehender Duldsamkeit abzumessen: bei Parteiabstimmungen und dergleichen nicht, wohl aber bei individueller Betätigung der geforderten Weltanschauung. C. U.

Tagesfragen

Gulliver am Derefund. Mit unserer nächsten Nachbarnation gegen Mitternacht werden die meisten deutschen Besucher Kopenhagens und seines umliegenden Gebietanhangs nicht so recht fertig. Auf den frostigen ersten Empfang, sei es durch einen dänischen Hotelbedienten oder durch Leute von Honoratiorenrang, wird man nachgerade schon daheim vorbereitet. Es bestätigt sich auch meist, daß die Bewohner von „Samle Danmark“ wärmer würden, so wie sie erst über unseren persönlichen Gesittungsgrad beruhigt seien. Das kann als ein feiner Zug gelten, und sobald man den angenehm gedämpften Puls des öffentlichen Verkehrs mitfühlen, die gemäßigte Demokratie der uns nächstliegenden Einrichtungen mit ihrem Stich ins Gemeinnützige schätzen gelernt hat, geraten sanguinisch veranlagte Naturen leicht in einen gewissen Enthusiasmus hinein. Die neuartige, gute und reichliche Verpflegung, die sorgsame Zurückhaltung auch der unteren Klassen bei allem, was nach Erwerbsgier aussehen könnte, Idyllen der Landschaft und der Bewohner bewirken, daß der harmlose Pilger entzückt und voll Bedauern über das frühe Ende aller schönen Dinge nach Hause dampft. Er gehört der Mehrheit an. Eine achtfamer veranlagte Minderheit hingegen hat unfreundliche Blicke, ohne Anlaß dazu, aufgefangen und bemerkt, dem Inhalt gewisser Konversationen dieser fremden Zunge divinatorisch mißtraut; sie entdeckte, daß die dänische Gelassenheit nie zur Freundlichkeit oder gar zu freiwilligem Entgegenkommen ausartet. Vielmehr stecke etwas dahinter, was man in Deutschland

Znkulanz nennen würde. Auf den Passagierdampfern mit Danebrogflagge bekommt so leicht kein Deutscher eine Kabine, ehe nicht der letzte Landsmännische Anspruch erfüllt ist, und die ländlichen Verpflegungshäuser schränken zwar nicht den Preis, wohl aber die Leistungen unbefangene ein, wenn nur noch Deutsche zu befriedigen sind. Das Wiedererscheinen dänischer Gäste bewirkt dann prompt eine vorteilhafte Umwälzung, und es freut den wundermilden Besitzer obenein, wenn naive Klagen, die zu den Ohren der Ankömmlinge dringen, seinen Ruf als Patrioten bekräftigen.

Doch gibt es noch einen Chorus der Billigdenkenden. Sie meinen, all dergleichen sei Gefühlssymptom, und zwar eins mit tragischer Note: Furcht und Abscheu. Der Abscheu datiere von Düppel und Alsen, die Furcht betreffe die Zukunft. Deutschland habe so viele Schiffe, Menschen, und weite Taschen überdies. Allein die Einwendung ist an sich ungenügend. Schon der alte Ernst Moritz Arndt hat den dänischen Charakter im Verkehr mit uns auf die heut noch zutreffende Weise skizziert.

Jonathan Swift schickte seinen Gulliver nicht nur nach Lilliput, sondern auch zu den Niesen. Sie waren gutmütiger als sie aussahen, aber es fiel dem Helden schwer, das immer vorweg anzunehmen. Ein solcher Gulliver unter den europäischen Nationen wohnt am Derefund, ist alt dabei geworden, hat sich mit vielen verständigen Dingen verständig beschäftigt, Haus, Hof, Garten trefflich gepflegt und sogar gelernt, in perspektivischer Entfernung lebende Völker dreist zu betrachten. Nur die Niesen nahebei, die machen ihn heimlich in seinen ewigen Rinderschuhen erzittern. Er lehrt seine Sprossen, und diese lehren die Enkel, daß Giganten ein Erzeugnis der Natur und bestimmt wären, eines Tages den Hals gerade vor Gullivers Tür zu brechen. Bis dahin jedoch dürfe man sie nicht geradehin reizen, sondern nur bei ihrer Dummheit fassen, wo es irgend geschehen könne. Jahrzehnte hindurch gab es sogar eine Gulliverpolitik am Derefund, bestimmt, die Niesen gegeneinander in Garnisch zu treiben. Das hat aufgehört, aber national ist die Erinnerung daran geblieben, und aus den dänischen

Schulen sind, seit einem Jahrzehnt etwa, deutscher Schriftduktus und deutscher Sprachunterricht verboten worden.

Jeder hat in seinem Hause das Recht, zu tun, was ihm gefällt und gut scheint. Er kann alle Türen und Fenster schließen, sich dann vor den Spiegel stellen und sagen, er wäre jetzt der riesigste Niese zwischen beiden Brandmauern. Aber die Erziehung zu künstlichem Hochmut und zur praktischen Betätigung zweckloser Unfreundlichkeiten macht erst recht klein, und, was noch hinderlicher werden kann, es vereitelt Sympathien, für die sonst der Boden da sein würde. Was die dänische Presse über die deutschen Besucher für Betrachtungen anzustellen liebt, ist mehr und mehr aufgefallen. Wir aber haben es fertig gebracht, vor nicht langer Zeit die Sommerwirte und ihren Anhang in einem deutschen Mittelgebirge nachhaltig zu bekehren. Seitdem herrscht dort wirkliche Kulanz. Es wäre doppelt empfehlenswert, wenn im kommenden Sommer die „Wurstdeutschen“ auch einmal das Land, wo sie so heißen, überschlugen und den Erfolg anderwärts abwarteten.

D. O.

Veruntreuungen. Was noch zu Menschengedenken Aufregung erweckte und das ganze Land beschäftigte, geht heut als Tagesbegebnis, dem morgen ein gleiches folgen wird, ohne tiefere Spur vorüber. Als vor dreißig Jahren ein gewisser Zander mehrere Hunderttausende — oder waren es nicht einmal so viele — unterschlagen hatte und geflohen war, folgte man der langwierigen Suche mit höchster Spannung, und halb Berlin war dann bei seiner Einbringung um den Stettiner Bahnhof versammelt. Jung und Alt sang den Gassenhauer mit, der dieses Exemplum behandelte. Wenige Jahre darauf stand der Kassierer eines großen Leipziger Hauses vor Gericht und wollte, im Zorn über die mangelnde Geneigtheit der Richter für mildernde Umstände, dann geltend machen, daß alle seine Vorgänger auf dem Posten nicht treuer gewesen seien als er, der Pechvogel. Aber nun seien sie angesehene Männer . . .; die Entrüstung des Gerichtshofes schnitt dem Angeklagten das Wort ab. Heute würde zwar das Tribunal ebensowenig auf dieses naheliegende Manöver eingehen, aber man ist nach anderer Richtung schärfer

geworden. Besonders sorgsam wird geprüft, ob etwa das Gehalt eines Defraudanten nicht in zu großem Mißverhältnis mit der Verantwortung gestanden habe, die ihm auferlegt war, ob ihm ehrlicher Nebenerwerb unmöglich oder untersagt gewesen ist. Eine Firma der „Leichten Industrie“ entließ einmal einen ihrer „jungen Leute“ niedriger Gehaltsstufe aus keinem anderen Grunde als dem, daß den Chef zu Ohren kam, der Betreffende spiele nachts als Geiger in einer Restaurantskapelle mit. Das war auf Grund der guten Standes- sitte eine ebenso unanfechtbare Maßnahme wie die einseitige Normierung des Gehalts nach der Regel: „Wir können ganz andere Kräfte in Auswahl haben sowohl für das, was Sie jetzt erhalten, wie für das, was Sie angeblich zum Leben brauchen.“ Der moderne Kriminalist aber entzieht sich solchen für die Entwicklung von Veruntreuungsfällen wichtigen Feststellungen nicht mehr nach den alten formalistischen Gewohnheiten, auch wenn der Geschädigte darüber empfindlich wird und glaubt, nun suche man gar die letzte Schuld bei ihm selber.

Wir haben neuerdings schon Massenverhaftungen wegen Untreue erlebt. Und wir stehen am Beginn einer Feuerungsperiode, die voraussichtlich alles hinter sich lassen wird, was bisher an Preissteigerungen durchgemacht worden ist. Da wird die Konstatierung, daß Gestrauchelte nach irgendeiner Richtung leichtsinnig waren, über ihr Vermögen wirtschafteten, rechnerisch noch leichter werden, dafür aber durchschnittlich auf immer erheblichere kausale Bedenken stoßen. Allzuoft ist schon jetzt der erwiesene Leichtsin, d. h. die Kette fortgesetzter

Unregelmäßigkeiten ohne jeweils neue Einzelmotive bis zur Entdeckung, zuletzt doch nur ein *circulus vitiosus*, auf dessen Ursprung es ankommt. Das Ubrige sind Konsequenzen. Allein weit seltener als gerechte Urteilsbegründungen ist heut eine verständnisvolle Bericht- erstattung über den Gesamtcharakter solcher Prozesse, über die Psychologie des Falles geworden. Eindringliche volkswirtschaftliche Lehren reifen tagein, tagaus in unseren Gerichtssälen; sie sollten uns nicht vorenthalten werden und, wo der Journalist aus verständ- lichen oder aus anderen Gründen vermag, wäre es eine Aufgabe für die so schreibfreudigen jüngeren Juristen, in kürzeren Zeiträumen das erforderliche Fazit zu ziehen und es der öffent- lichen Diskussion zu unterbreiten.

Dann wird sich unser Empfinden verfeinern und die allgemeine Wohlfahrt einen beträcht- lichen Fortschritt machen. Man dürfte gleichsam von selbst einen Blick für den tiefen Unterschied zwischen reinen und darum schwerwiegenden Leichtsinnsfällen und den Veruntreuungen tra- gischer Natur bekommen. Die große Zahl der letzteren gediehe zur Erkenntnis. Der Erfolg würde nicht in einem neuen Griff auf die Klinke der Gesetzgebung, sondern in der not- wendigen Schärfung des öffentlichen Gewissens bestehen. Ausgenutzte Menschen, die auf die schiefe Bahn geraten, verlieren zuletzt als Massenerscheinung das Stigma. Die Mög- lichkeit einer Abhilfe liegt heute in der aller- nächsten Forderung, daß die für sich Erwerbenden ihre brauchbaren Mitarbeiter nicht im bisherigen Maße als Marktgut einschätzen. Sie werden dabei ganz anders gewinnen.

B. M.

